

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Der Volksfreund. 1901-1932 1928**

15 (18.1.1928) Die Mußestunde



„Na, seien Sie so gut... Ich finde gar keine Worte, an-  
dige Frau. Ist mein Waldemar wirklich auch dabei?“  
„Leider ja. Ich hätte es Ihnen ja gern erspart, aber die Bur-  
schen treiben sie so toll. Eine Feinheitshebe haben sie mir auch ent-  
zwei geworden.“

„Ich tief in jingendem Ton: „Mal—de—mar! Etwas in der  
Toungage c—c—c.“  
Er sank aus seinem Zimmer: „Sa—a“. Genau im Tonfall  
meines Rufes.“

„Komm mal!“  
„Was ist denn, Vaterle? — Der Junge hat so treuherzig vor  
mir, als könne er kein Wässchen trüben. Er tut immer so schred-  
lich benehmäßig, wenn er mit mir spricht. Dausengel!“

„Wo warst du denn heute, Kind?“  
„Ich?“ — Große Augen der Verwunderung. Als könne er gar  
nicht begreifen, wie ich zu solcher Frage komme. Kinder sind die  
besten Schatzkammer. Ich könnte nicht um viel Geld eine Unschuld-  
miene so überzeugend mimieren.“

„Ich?“ sagte er also, schwer beleidigt. „Wo ich war? —  
Nirgend.“  
„Was heißt nirgend? Man ist doch immer irgendwo. Nir-  
gends kann doch ein Lebender Mensch gar nicht sein. Gibst  
du das zu?“

Waldemar kann sich dem Zwang dieser Logik nicht entwinden.  
Er gibt es zu und sagt, er war bei seinem Freund Rudolf im  
Garten.

„Was habt ihr da getrieben?“  
„Geipielt.“  
„Was geipielt?“  
„Gelandelt am Sandhaufen.“

„So? Gelandelt! Hat die Frau Geheimrat Eßelborn auch  
mitgelandelt?“

Keine Antwort. Sondern ein Gesicht, aus dem plötzlich alle  
Frohheit weglachte. Angst lag auf. Unsicherheit im Hader-  
den Blick.

„Da war ich gar nicht dabei, Vater. Das war der Rudolf und  
die andern. Ich hab' nichts gemacht. Ueberhaupt gehe ich gar nicht  
mehr hin zu den Lausbuben. Da heißt es immer, ich bin es ge-  
wesen.“

Die Worte erstarben im Geheul. Helle Tränen trugelten.  
„Wer hat das Gedicht gemacht?“  
„Was für ein Gedicht?“

„Das Spottgedicht auf die Frau Geheimrat?“  
„Ehrliches Erschrecken auf Seiten des Waldemar. Dann er-  
neutes Erwachen des Abwehrinstinktes.“

„Der Rudolf hat's an den Zaun gebängt.“  
„Wer es gemacht hat, du Strich?“  
„Der Gerhard hat ein Blatt aus seinem Rechenheft gerissen.“  
„Wer es gemacht hat, Hahnke! Ich will weder wissen, wer  
es hingebängt, noch wer das Papier gekittet hat. Ich will bloß  
wissen, wer es gedichtet hat.“

Schweigen. Ha!  
Es laut das Rohr. Waldemar hatte am folgenden Tag blaue  
Flecken. Das war nicht gerade meine Absicht. Er tat mir sogar  
leid bewegen. Mir war es nur um die Verursachung von Schmerz  
gegangen. Auf die Hander hätte ich verzichtet.

„Über durfte ich anders handeln? Frau Geheimrat Eßelborn  
ist uns eine liebe Nachbarin, eine brave, hilfsbereite Dame, die uns  
manchen Dienst erwies. Darf man die Unarten der Zungens  
ins Kraut schmeißen lassen? Nein, ich mußte ihn einmal durchwachen.  
Griechen und Römer mahnen uns. Und auch die Bibel scheint mir  
recht zu geben.“

„Wer sein Kind lieb hat...“  
„Wochen vergangen. Eines Mittags, als ich bei Tisch saß, kommt  
Waldemar freudbestrahlend mit einem Heft auf mich zugetigert.  
„Vaterle! Ein Zweier im deutschen Aufsatz! Mach' fünfzehn  
Pfennig raus!“

„Was heißt: Mach' fünfzehn Pfennig raus?“  
„Jawohl, Du hast gesagt, für jeden Zweier kriegen ich fünfzehn  
Pfennig.“

„Das hätte ich gesagt?“  
„Jawohl, die Mutti hat's auch gehört. Ein Mann, ein Wort.“  
„Mutter? Wie ist das?“

„Ja, ja, das hast Du gesagt. Ein Mann, ein Wort.“  
„Ja, dann sei' mal her!“  
Waldemar setzt mir den roten Zweier unter seinem Aufsatz.  
Er deckt aber kein Schreibpapier mit dem Heftblatt zu. Mir etwas  
zu auffallend.

„Was mich doch leben, was du geschrieben hast.“  
„Nein“, protestiert der Quartaner, „Du darfst bloß die Note  
sehen.“

„Darum denn?“  
„Darum.“  
Waldemar war nicht zu bewegen, mich einen Blick auf seinen  
Aufsatz werfen zu lassen. Nicht einmal die Ueberschrift durfte ich  
wissen. Das kam mir verdächtig vor. Aber ich ließ ihn und abtete  
ihm seinen Lohn aus. Er verschwand in sein Zimmer und klistete  
gleich darauf die Treppe hinunter, um sich für seine Fahrablatz-  
eine neue Batterie zu kaufen. Es hatten ihm gerade noch fünf-  
zehn Pfennig geblieben.

„Was, sagst du, wer Deutlichere ist ein Freund des hohen-  
nen freien Aufstieges. Eine Keuerung in unserem Unterdrück-  
wesen, die etwas recht Artiges und Bernünftiges darstellt. Man  
läßt die Kinder einmal reden, was sie wollen. Da gehen sie sich,  
wie sie sind. Besser als die altmodigen Aufsätze, die der Lehrer  
meistlich vorliest, und wobei der Schüler eine gute Note bekam,  
der am besten die klugen Worte des Meisters behielt. Oeder  
Kram! Brrrr!“

„Also: Wenn's nur nicht raustommt! Die Ueberschrift war  
ichon vielverheißend. Dann kam aber die Ausarbeitung des  
Themas, und die hatte folgenden Wortlaut:  
Gegenüber von meinem Freunde wohnt eine Frau. Sie heißt  
Eßelborn oder so. Ist sehr dick und reut sich auf wegen jedem  
Hafentag. Ihr Garten grenzt gerade an den Garten meines  
Freundes. Das Gartengitter ist ziemlich alt und rostig. Da habe  
ich eines Tages meinen Freund gegen das Gitter geschmissen. Die  
Frau schaute die ganze Szene mit an und rief: „Rudolf und Waldemar  
(mein Freund heißt Rudolf), ihr nichtsnütigen Schlingel,  
wollt ihr das Gitter in Ruh lassen, oder soll ichs euren Vater  
sagen? Dann abt's! Da ließen wir eifrigs in das Haus und  
schrieben mit Schönschrift auf einen Zettel: Voricht! Gitter aus  
Platin, sehr kostbar! Berühren strengstens verboten, andernfalls  
muß der Berührer das Gitter ersetzen.“

Darauf hängten wir den Zettel so, daß Frau Eßelborn ihn  
lesen konnte. Dann verfaßte ich noch ein Gedicht, das hieß:  
Dies Gitter aus Platin,  
Es kam mal aus Berlin,  
Frau Eßelborn mit Hochgenus  
Berührt ihm täglich einen Kus.

Diesen Zettel hängten wir auch ans Gitter. Aber ihr Sohn  
sangte über das Gitter und machte den Zettel ohne Mühe weg. Da  
hatten wir die Beisehrung. Nun lagten wir, wollen wir wieder  
drav sein. Wir gingen ins Haus und schlossen mit dem Luftdruck-  
gewehr. Auf einmal lag ich draußen einen Spatz. Ich schob, aber  
traf das Fenster der Frau Eßelborn. Es war kaputt.

Wenn's nur nicht raustommt!  
Ich las und staunte. Staunte nicht nur über die Frechheit die-  
ses Selbstdarstellers, sondern auch über die verhältnismäßige Ge-  
wandtheit des kleinen Strolchs. Zu meiner Schande muß ich be-  
kennen, daß ich anfänglich im innersten meines Herzens sogar fast  
ein wenig belustigt war. Aber fort mit diesem unehelichen Gefühl!  
Vanbarat, werde hart! Darf man so etwas belächeln? Nein,  
tausechmal nein!

Da hand aber die äunfjige Zeniur des Deutschlehrers. Und  
Waldemar hatte damals noch erzählt, der Lehrer habe geäußert,  
der Aufsatz habe ihm nicht ischelt gefallen.

Wie nun das zusammenreimen? Die verschiedenen sich wider-  
sprechenden Erscheinungen? Der Vater und Waldemar sah in einem  
richtigen Dilemma. Auf der einen Seite eine ausserordentliche  
Lausbuberei, Ungezogenheit, Sachschädigung, Verhöhnung erwach-  
sener Leute, die Aufregung der Frau, mein gerechter Zorn. Die  
Tracht Prügel war doch wohl nicht unverdient?

Auf der andern Seite macht der Deutschlehrer dem Vater  
einen Zweier für die Beschreibung seiner Uebelthat. Lobt ihn noch,  
es habe ihm gefallen. Wo bleibt da die Moral? Und meine  
Autorität als Vater?

Sabe ich nun recht gehandelt oder der Lehrer? Sätte man die  
Frau Eßelborn abweisen sollen mit ihrer Klage? Waren die  
15 Pfennig von Waldemar ehrlich verdient, oder hätte ich sie sollen  
zurückbehalten trotz: Ein Mann, ein Wort? Alles in allem: Darf  
ich mich freuen über den ganzen Verlauf der Geschichte oder soll  
ich mich ärgern? Wie soll ich mich im Wiederholungsstalle ver-  
halten?

Ein Rattenkönig klistiert Fragen. Ich weiß mir keine Ant-  
wort. Vielleicht hilft mir ein Vater oder eine freundliche Pelerin  
aus der quälenden Klemme. Zuhilfenahme an die Redaktion.  
Der alte Busch hat doch recht mit seiner Spruchweisheit!

### Ueber Höhenkrankheit

Von Geheimrat Professor Hans Meyer\*)

Raum hatten wir dem Gipfel den Rücken gewandt, als die  
Nebelchwaden, die uns bisher vereinzelt von Osten herab um-  
flatterten hatten, in dichten Haufen aus Westen von unten her auf  
uns eindringen und uns mit einem so förmlichen Schnee- und  
Graupelwetter überfielen, daß wir bald keine drei Schritt weit  
leben konnten. Wie die Spürhunde hatten wir die Nase am Boden,  
um in dem Laborsinn der Penitentes die Schuß- und Eispidelein-  
drücke unseres Aufstieges nicht zu verlieren. So kamen wir gegen  
1 Uhr wieder am Westfuß der „Roten Wände“ an, und 1½ Stunden  
später waren wir, Kletter und Hart noch von Eistrufen und Eis-

\*) Durch das Entgegenkommen des Verlaas Brockhaus sind  
wir in der Lage, unseren Lesern eine Probe aus dem Band 32 der  
trefflichen Brockhaus-Sammlung „Reisen und Abenteuer“ zu bie-  
ten. Der bekannte Kolonialgeograph Geheimrat Professor Hans  
Meyer berichtet in dem Werke „Dochtoren in tropischen  
Amerika“ über seine Besteigungen von vier der wichtigsten Aus-  
sichtspunkten im tropischen Amerika. Es ist eine Freude zu sehen, wie  
der deutsche Gelehrte sich im Dienste der Wissenschaft auch als  
schneidiger Bergsteiger zeigte.

bei tiefstem Schmelz ein Minimum von 10 Grad betrugte, die  
tiefste Temperatur, die wir in Ecuador erlebt haben. An der In-  
nenseite unseres Zeltes hatte sich am Morgen insofern unserer At-  
mung eine fingerdicke Reifschicht angelegt, die uns durch ihr prä-  
chtiges Glitzern und Funzeln viel, durch ihr Aufstauen aber wenig  
Freude machte, und unsere Stiefel waren hart gefroren wie Bret-  
ter. Draußen fürzte es aus Osten wie nie zuvor. Wäre am Tag  
vorher solches Wetter gewesen, wir hätten von jedem Besteigungs-  
versuch absehen müssen. Unter solchen Umständen sieht sich die  
Poesie des alpinen Lagerlebens anders an als bei heissem See im  
warmen Felsland. Und so betrieblisch uns beiden auch bei dem Ge-  
danken amute war, daß dies unser letztes Lager in den Anden sei,  
daß damit die schöne reiche Zeit des Ruinens und Gewinnens in  
dieser großen Gebirgswelt vorüber sei, so angenehm war uns doch  
auch die Vorstellung, daß uns nun bald wieder ein anderes Leben  
blühe als wochenlange physisch aufreibende Arbeit, schlechte Er-  
nährung, schlechter Schlaf, immer frostige Finger, Mangel an  
Waldwasser, Anfälle von Soroche und dergleichen mehr.

Vorstudienreisen im Hochgebirge werden vom Publikum der  
Laien und vieler Geographen, die dann die Resultate vor sich haben,  
gemeinhin nicht anders eingeschätzt als Reisen im Mittelgebirge  
oder im Flachland. Ja, man ist im Publikum leicht geneigt, in der  
ipsofaktischen Seite, ohne die es kein erfolgreiches Reisen im Hoch-  
gebirge geben kann, das Wesentliche bei solchen Reisen an Leben und  
das für den Zweck zu halten, was nur das Mittel zum Zweck wissen-  
schaftlicher Gebirgsforschung ist. Nur wer sich selbst mit Ernst der  
Hochgebirgsforschung gewidmet hat, weiß, ein wieviel größerer  
Einatz und Aufwand von Kräften und Energie erforderlich ist, um  
eine wissenschaftliche Hochgebirgsreise erfolgreich zu machen, als eine  
die gleiche Summe von Beobachtungen und neuer Erkenntnis ein-  
bringende Reise im Mittelgebirge oder Flachland. Ich begreife es  
sehr wohl und finde es entschuldbar, wenn in so vielen Fällen die  
wissenschaftlichen Resultate von Hochgebirgsreisen in gar keinem  
Verhältnis stehen zu den darauf verwandten Summen von Zeit,  
Kraft und materiellen Mitteln. Eine Forschungs Expedition in den  
eritranischen Steppen und Wäldern, so mühsam sie im einzelnen  
oft sein mag, ist, wie ich aus langer Erfahrung weiß, meist ein kin-  
derliches gegenüber einer die Lösung wissenschaftlicher Probleme er-  
zielenden Hochgebirgsreise, insbesondere einer Hochgebirgsreise,  
in der Tropenzone, wo die Schwierigkeiten in jeder Hinsicht noch  
viel größer sind als in den kältesten Hochgebirgen außertropi-  
scher Gebiete.

Wegen Mittag endlich erriethen unsere Peones im Lager,  
pfeifend vor Anstrengung und Unbehagen, wie die Hochlandindianer  
dann immer zu tun pflegen. Schnell war alles Bewegliche zusam-  
mengepackt und aufgeladen, worauf die Kerle, um der ungemessenen  
Höhe zu entgehen, einen so ununterbrochenen Dauerlauf bergab  
über Schnee und Geröll und Felsen ausführen, daß wir, nachdem  
wir weiter unten die uns entgegenkommenden Maultiere betrogen  
hatten, schon um 4 Uhr wieder in der windgeschützten Mulde von  
C u n c u c a anlangten. Der biedere Maorodomo gab seiner  
Freunde, uns gefund wiederzusehen, dadurch Ausdruck, daß er ein  
Kalb schlachten ließ; ein unerhörter Luxus, den wir im rinde-  
reichen Ecuador noch nicht erlebt hatten. Leider nahm mein von  
den Französischen Doctoren geistigster Wagen diese Extravaganza  
abel, und in der Nacht kam zu allem Ueberflus noch eine frucht-  
lose Belästigung durch Soroche hinzu. Auch Herr Kletterer  
hatte mit Atemschmerzen, Kopf- und Kreuzschmerzen zu tun.

Ueber den Soroche, die Veratrantheit Equadors, mögen hier  
ein paar Worte eingehaltener werden. Er befällt früher oder später  
leben, der die Anden aufsucht. Seine Symptome treten verschieden  
auf, vom leichten Kopfsch bis zur schweren Siderung aller Körper-  
und Geistesfunktionen, aber zur ersten Erkrankung oder gar zum  
Tode wird es beim normalen Menschen kaum kommen. In Höhen  
von über 5000 Meter freilich erfordert die Ueberwindung seiner  
Schwierigkeiten ein beträchtliches Maß von Energie. Die Atemnot  
wird besonders bei anstrengendem Aufstieg immer größer, der Kopf  
immer dumpfer, die Beine werden immer schwerer. Da man stets  
mit offenem Munde atmen muß, um den Hunger nach Luft zu stillen,  
deren Sauerstoffgehalt in 5000 Meter nur etwa halb so groß  
ist wie in Meereshöhe, so hört der Hals in der außerordentlich  
trockenen Höhenluft total aus, jede Schlubbewegung schmerzt, und  
schließlich befällt den Bergsteiger ein heftiger, leuchtstufenartiger  
Kramphusten, der tagelang andauern kann und erst beim Absteigen  
wieder verschwindet. Nur ein möglichst gleichmäßiges und lan-  
gsames Aufsteigen aller Körperbewegungen, mäßlichstes Ver-  
meiden jedes plötzlichen Rudes kann da Erleichterung bringen.  
Aufstiege auf steilem oder Geröll oder auf Hängen von pul-  
verisiertem Schnee mit dem unvermeidlichen Zurüdrutschen werden  
deshalb ganz besonders zu meiden.

Die Mechanisierung aller Bewegungen und die Konzentration  
aller Kräfte des Organismus auf die rein körperliche Steigarbeit  
üben dabei eine betäubende Wirkung auf das Bewußtsein aus.  
Die Benommenheit des Kopfes trübt die Gedanken oder löst ver-  
wahrte Vorstellungen aus, die ohne jede Beziehung zum augen-  
blicklichen Tun sind. Ein kaum überwindliches Bedürfnis, sich nie-  
derzusetzen und zu schlafen, stellt sich ein. Es bedarf des Aufwandes  
der letzten Energie, um der gemittelten Dorektion nicht zu erliegen,  
den Ueberblick über die Situation sich zu wahren und das Ziel fest  
im Auge zu behalten. Im Lager über 5000 Meter leidet man  
darüber hinaus noch an lästigem Aufstreiben des Leibes, an Auf-  
stößen der Wangen, an Appetitlosigkeit, Darmverstopfung, an  
Brustbeklemmungen, Herzklopfen und schweren Träumen während

Wichtigste dieser Erscheinungen ist unvollständiges Ver-  
mögen der Luft des für die Lebensfähigkeit notwendigen Sauer-  
stoffs zum Verzehren und zu den arbeitenden Organen. Sie  
erzwingt starke Atmungsbewegungen, die durch die Abnahme des  
Luftdrucks mit zunehmender Höhe noch weiter erschwert werden, und  
bewirkt Blutstauungen in den Lungen. Uebermüdung durch allzu  
große Anstrengung mag ihr Teil mit beitragen, ist aber nicht aus-  
schlaggebend. Es sind Erscheinungen, wie sie ähnlich auch bei Blut-  
armut zu beobachten sind. Wirksam werden sie vor allem in Funk-  
tionsstörungen des Nervensystems mit ihren vischischen Folgen.  
Nervenanregende Mittel wie Kola und Champagner sollen deshalb  
gute Wirkung haben, aber ich habe sie nicht ausprobiert. Der beste  
Schutz gegen den Soroche bleibt jedenfalls der eigene feste Wille,  
sich nicht unterliegen zu lassen. Planvolle Selbstzucht kann viel  
dazu tun.

### Welt und Wissen

Wie Darwin arbeitete. Als ein Vorbild geistiger Kraftfona-  
mie, die auf eine tiefe Erkenntnis der eigenen Fähigkeiten und  
Anlagen gestützt war, schildert Geb. Medizinalrat Dr. Richter in  
der Leipziger „Illustrierten Zeitung“ die Art, wie der große eng-  
lische Naturforscher Charles Darwin sein Lebenswerk mit  
äußerster Konsequenz verfolgte. Dabei glaubte Darwin selbst in  
seinen Anlagen schwere Hemmnisse für seine Arbeit zu haben. Von  
der Schule erklärte er, sie hätte als Mittel der Erziehung für ihn  
keine Bedeutung gehabt, er wäre während seines ganzen Lebens  
unfähig geblieben, die Schwierigkeiten der Erlernung irgend einer  
Sprache zu beheben. Weiter sagte er von sich, er habe nicht die  
Schnelligkeit der Auffassung und die geistige Beweglichkeit wie  
viele andere, er sei nur ein sehr mittelmaßiger Kritiker und habe  
nur eine äußerst beschränkte Fähigkeit, einer längeren Rede abstrak-  
ten Gedanken, wie in der Mathematik und der Metaphysik, zu  
folgen. Sein Gedächtnis sei zwar ausgedehnt, aber ungeordnet und  
verwirrt; er könne sich kein einfaches Datum merken und seinen  
Bers behalten. Seine Kombinations- und Erfindungsgabe, sein  
guter Verstand und sein Urteil seien die eines mittelmaßigen  
Advokaten oder Arztes. Und dieser Mann, der sich so wenig mit  
den Gaben des Geistes auszurüsten wußte, hat in vierzig Jahren  
fleißigster Arbeit ein Lebenswerk geschaffen, das das Antlitz der  
ganzen Wissenschaft grundlegend geändert hat. Dabei war er  
körperlich schwach und leidend, so daß er in seinem einfachen Land-  
haus nicht einmal seine Freunde empfangen durfte. Nur mit seinem  
Garten und seinen Büchern beschäftigte er sich. Die Art seiner  
geistigen Arbeit war die, daß er zunächst, wie die meisten Dichter,  
einen lüdenhaften und unbestimmten Entwurf seiner Arbeiten  
machte. Offenbar sah er seine Gedanken zunächst als Vision, wie  
alle großen Tünder war er Phantasiemensch, kein trodener  
Tatsachenklaubler, für den man ihn halten wollte. Nach dem ersten  
Entwurf kam die Arbeit des Ordinens und Sichten des Stoffes,  
auf die viel Zeit verwandt wurde. Darwin machte nun einen  
festeren kurzen Entwurf in großen Anzügen auf zwei bis drei Sei-  
ten. Einige Worte, manchmal auch nur ein einziges, bezeichneten  
eine ganze Frage oder eine Reihe von Tatsachen, die er im Kopfe  
trug. Dann wurde jeder Punkt dieser Dispositionen durch Ausbau  
und Verrechnung des Materials bestimmter gehalten, die die Aus-  
arbeitung bedurft. So konnte Darwin stets mehrere Themata gleich-  
zeitig unter den Händen haben, und er hat in vierzigjähriger Ar-  
beit 30 bis 40 große Vortragsbücher, die eifertiert waren, mit Notizen,  
Abzügen und Detailarbeiten aller Art angefüllt. In den vielen  
Büchern, die er kaufte, legte er auf der letzten leeren Seite ein  
genaues Verzeichnis der Tatsachen in dem Buche an, die sich für seine  
Arbeiten eigneten; aus fremden Büchern machte er sich Auszüge.  
Mehr als zwei Stunden arbeitete er nicht hintereinander, danach  
ging er aus, um seine Alttagsgeschäfte zu besorgen, und wenn er  
zurückkehrte, setzte er sich wieder an die Arbeit. So war er imstande,  
sein riesiges Lebenswerk auszuführen. Wie alle zarten Menschen,  
sitt er sehr unter Kälte und Hitze, und auch im Hause trug er  
immer einen dicken Schal um den Hals und grobe Stiefel, die  
innen mit Zeug gefüllt waren, über den Hausstühlen. Bei der  
Arbeit erbielte er sich leicht und sog dann, wenn er nicht nach  
Wunsch vorwärts kam, den Ueberdruß aus, den er auch im Hause  
meistens trug. Er war ein Frühaufsteher, und die Zeit zwischen  
8 und 10 Uhr früh war seine beste Schaffenszeit. Nach halbstün-  
diger Pause arbeitete er wieder bis 12 Uhr. Beim Diktieren drach  
er oft plötzlich ab: „Ich glaube, ich muß Schluss machen“, und oft  
wiederholte er das Motto seines Lebens: „Wir gelangen dazu, um  
unser Arbeit nach der Minute zu messen.“

Eine „angenehme“ Wohnstätte. Das schmutzigste Dorf der Welt  
nennt ein Reisender den Ort Phari-Jong in Tibet, an dem  
sich die neue Mount-Everest-Expedition mehrere Wochen aufhalten  
wird, um ihre letzten Vorbereitungen für den Aufstieg zu treffen.  
Der Ort besteht aus einer Festung, die wenige Kilometer von dem  
Fuße des Chomolungma, eines der bedeutendsten Berge in Tibet, liegt,  
und rund um die Festungsanlage befinden sich etwa zweihundert  
Erdhäuser, in denen Menschen leben. Als das Dorf vor we-  
nigstens 500 Jahren erbaut wurde, da lagen diese Hüften über dem  
Erdboden, aber nunmehr sind die Hüften in Säulen von Schmutz  
vergraben, da die Bewohner dieser Bauhöfen seit Jahrhunderten  
die Gemohnheit haben, allen ihren Schmutz und Unrat vor ihren  
Häusern abzulegen, und diese Schmutzmassen ihnen jetzt über den